

Leseprobe aus:

Monika Helfer
Wie die Welt weiterging



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.hanser-literaturverlage.de

© 2024 Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München

HANSER



Monika Helfer

Wie die Welt weiterging

Geschichten für jeden Tag

Hanser

1. Auflage 2024

ISBN 978-3-446-27750-2

© 2024 Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München

Wir behalten uns auch eine Nutzung des Werks für Zwecke des Text und Data Mining nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.

Umschlag: Designbüro Lübbecke Naumann Thoben, Köln

Motiv: © ZhiCheng Zhang/Pexels

Satz: Gaby Michel, Hamburg

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany



MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C083411

Meinem Mann gewidmet

1 *Der Ohrring*

Ich traf eine Journalistin, und als Erstes fiel mir auf, dass sie die gleichen Ohrringe trug wie ich, was ich ungewöhnlich fand, hatte ich sie mir doch selber aus zwei Korallen von einer Kette machen lassen.

Sie sagte: »Sie haben ja die gleichen Ohrringe wie ich, wie kommt das, habe ich sie mir doch selber aus zwei Korallen von der Kette meiner Mutter anfertigen lassen?«

»Zufall«, sagte ich, aber irgendwie kam dadurch eine für mich untypische Vertrautheit zustande. Wir verstanden uns gut und führten ein vernünftiges Interview. Danach gingen wir mit dem Veranstalter zum Essen, aßen beide Beef Tatar und tranken beide Rosé.

Ich schlief schlecht in meinem Hotelbett, wachte auf, sah mir im Fernsehen eine Dokumentation über Janis Joplin an – sie sang aus voller Kehle »Oh lord, won't you buy me a Mercedes Benz«. Die Haare fielen ihr dabei ins Gesicht, sie wankte und schwankte, konnte sich kaum gerade halten. Ich erinnerte mich an die Zeit, in der ich meinen kleinen Kindern dieses Lied immer vorgesungen hatte.

Ich schlief dann wieder ein und fror und schlief bis zum Morgen. Es regnete, ich schloss das Fenster, griff an mein Ohr und dachte an den Abend. Ein Ohrring fehlte. Ich suchte das Bett ab, warf die Decke auf den Boden und das Kissen, kein Ohrring auf dem Leintuch. Ich fragte, was ich immer bei Verlorenem tue, den zuständigen Patron, den heiligen Antonius, bückte mich und sah auf dem Teppich einen Teil des Ohrrings liegen. Nur die Koralle fehlte. Ein schlechtes Zeichen?

Ich legte mich flach auf den Boden und schaute unter das Bett. Kein Staub. Keine Koralle.

Ich ging vor die Tür und suchte das Zimmermädchen. Der Gang war leer. Ich schaute in eine offene Tür, sagte: »Hallo?« Ein junges Mädchen schüttelte gerade ein Kissen auf. Sie erschrak, als sie mich sah. Ich brachte mein Anliegen vor. Sie verstand mich nicht.

»Ich Portugal«, sagte sie. Mein Sohn war ein Jahr in Portugal gewesen, er hatte dort gemalt und studiert. Er war einsam gewesen und hatte sich eine Katze aus dem Tierheim geholt, die bald sehr krank wurde. Ihr Schlafplatz war seine Computertasche. Er pflegte sie bis in den Tod und war danach noch einsamer und sehr traurig.

Ich deutete vor dem portugiesischen Zimmermädchen auf meinen Ohrring und führte sie in mein Zimmer. Sie wusste, was ich meinte, holte einen langen Besen, legte sich flach auf den Boden, ihr Körper war schmal wie der eines Kindes, sie fand die Koralle und reichte sie mir. Dabei lächelte sie. Ihre Augen waren dunkel und verlassen. Ich gab ihr einen Schein, den sie nicht nehmen wollte. Ich steckte ihn in ihre Schürzentasche, was ich immer albern gefunden hatte, und jetzt tat ich es selber.

Ich dankte dem Patron und bekreuzigte mich.

2 *Das Feuer*

Ein altes Ehepaar lebte in Einigkeit und Ruhe in einem Haus. Keine Wünsche blieben offen. Der Mann war Professor im Ruhestand wie seine Frau, eine Übersetzerin. Ihre vier Mädchen waren längst ausgezogen. Sie konnten sich an keinen Streit ihrer Eltern erinnern. Die alte Frau rauchte seit ihrem siebzehnten Lebensjahr Kette, ihr Mann nur nach dem Essen. Er wünschte sich innerlich, seine Frau möge aufhören, aber sie schaffte es nicht. Einmal hatte er schüchtern gefragt, ob es eine Überlegung wert wäre, von den Zigaretten zu lassen, wegen der Gesundheit, gleichzeitig wusste er, dass sie es nicht konnte. So ließ er es eben.

Selten war der Professor außer Haus, seine Frau liebte es, zu nähen, obwohl sie es nicht besonders gut konnte. Ihr gefiel, wenn die Stoffe bei jedem Stich über ihre Knie rutschten. Sie nähte nur von Hand, mit der rechten. In der linken hielt sie ihre Zigarette. Ihr Nähzimmer war zugenebelt, denn sie hatte es nicht gern, wenn das Fenster offen stand.

An dem unglücklichen Tag saß sie wieder nähend und rauchend in ihrem Zimmer, da hörte sie das Telefon läuten. Die Schranktür stand offen, und sie stopfte den Stoff hinein und lief die Treppen hinunter. Es war ihr Mann, der mitteilte, er käme heute etwas später, er habe einen Freund getroffen. Als die Frau in ihr Nähzimmer zurückkam, sah sie, dass es aus dem Schrank rauchte, sie hatte aus Versehen ihre Zigarette mit dem Stoff in den Schrank gestopft. Sie holte den Bettvorleger und warf ihn in das Feuer, aber da brannte es nur umso mehr, weil wahrscheinlich Synthetik dabei war. Sie rief die Feuerwehr und wartete am Fenster. Lange kam sie nicht, so dass sie ein zweites Mal telefonierte. Im Nähzimmer brannte es lichterloh. Vor der Feuerwehr kam die Polizei, die den Rauch gemeldet bekommen hatte. Gleichzeitig fuhr das Taxi mit ihrem Mann vor.

Er wusste es sofort. Seine Frau saß zitternd vor den Stufen des Hauses. Der Mann nahm sie an seine Schulter, und gemeinsam schauten sie auf den brennenden Dachstuhl. Er mahnte nicht, er weinte ein wenig.

»Bitte sag es!«, flehte seine Frau. »Sag es, damit ich mich nicht so schuldig fühlen muss!«

Der Professor mahnte nicht.

Sie hörte mit dem Rauchen auf, aber ihr Mann wusste, dass sie wie ein Schulmädchen in die Waschküche ging, um eben doch zu rauchen.

Ihre vier Mädchen trafen sich zum Tee und konnten sich nicht darüber einigen, ob das Schweigen des Vaters edelmütig war oder eine Strafe.

»Was ist mit ihrem Schmuck?«, fragte die Jüngste.

»Ich wette, den hat sie ins Feuer geworfen, um Sühne zu tun«, sagte die Zweite.

Die Dritte: »Auch den Rubin?«

Die Vierte: »Da gibt es nichts mehr, was glänzt.«

3 *Das Vögelchen*

Ein chinesischer Herr von ziemlicher Berühmtheit besuchte in offizieller Mission einen Kollegen in Europa. Der hatte ihn in seine vornehme Wohnung im siebten Stock zu einem feierlichen Essen eingeladen. Da passierte dieses Missgeschick mit dem Lift. Er streikte. So mussten schnellstens zwei starke Männer gefunden werden, die den zarten alten Chinesen in den siebten Stock trugen. Geschenke folgten. Es waren sieben Pakete, in Seidenpapier gewickelt. Auch diese trugen die starken Männer in die gemütliche Wohnung, in der es fabelhaft nach Essen roch. Die Gattin des bekannten Gastgebers hatte sich im Auswärtigen Amt kundig gemacht, was denn so ein zarter Staatsmann für Vorlieben habe. Ihr wurde mitgeteilt, er bevorzuge die jeweiligen Speisen des Gastlandes. Daraufhin beschloss die Dame des Hauses, selbst zu kochen, zusammen mit einer Kochgehilfin, wobei sie die eigentliche Spezialistin war, eine Hausfrau mit fünf Kindern, berühmt für ihre Hausmannskost. Zur ersten Vorspeise war eine klare Rindsuppe mit frischen Frittaten vorgesehen, zur zweiten Vorspeise ein knackiger Vogersalat, zur Hauptspeise Zwiebelrostbraten mit Erdäpfelrösti.

Die Kochhilfe fragte: »Mag er denn Zwiebeln, der fremde Herr?«

Die Dame des Hauses hatte extra nachgefragt – Zwiebeln liebe der feine Herr.

»Sind Sie denn nicht wunderig, was in den vielen Geschenkpaketen drinnen ist?«, fragte die Kochhilfe weiter.

Die Dame des Hauses sagte: »Und ob! Aber ich weiß nicht, wie es sich mit Geschenken von berühmten Chinesen gehört, man darf den feinen Herrn nicht vor den Kopf stoßen, versteh das, Berta!«

»Ja, aber wenn wir es kaum aushalten und nur das kleinste öffnen, das wird nicht auffallen.«

Die Dame des Hauses ließ sich überreden, und so reichte sie Berta das mit Seidenpapier eingepackte, kleinste Paket. Es war so leicht! Berta rieb

ihre Hände an der Schürze ab. Derweil saßen der Hausherr und sein feiner Gast im besten Zimmer. Man lauschte zu leiser Mozartmusik.

Berta öffnete das Geschenk, und da hörten die beiden Frauen ein Piepsen, und ein Vögelchen, klein wie ein Kolibri, flog auf.

»Mein Gott!«, stöhnte die Dame des Hauses. »Was machen wir jetzt, Berta, du musst es einfangen!«

Beide Frauen schwirrten um das Vögelchen, so dass es Angst bekam und aus dem Fenster flog.

»Das werden Sie mir nie verzeihen!«, klagte Berta. »Wir müssen so tun, als wäre das kleinste Geschenk nie da gewesen.«

Und eifrig begannen die beiden Frauen, den Kuchen zu rühren, er sollte eine Sensation sein, sollte das schlechte Gewissen aufwiegen, diese Sachertorte mit dem samtenen Schokoladeüberzug.

Wenn gesagt wird, das Essen schmeckte über alle Maßen köstlich, ist es nicht übertrieben. Nach Kaffee und Whiskey zeigte der zarte Chinese auf die Geschenke und sagte – verdolmetscht:

»Zuerst das Größte.«

Die Hände zitterten, als die Dame das Silberpapier abschälte, und ein wunderfeiner Vogelkäfig zum Vorschein kam.

»Und jetzt das kleinste im Goldpapier.«

Das war aber nicht da. Verschwunden. Verloren. Der zarte Herr war darüber untröstlich. Er senkte seinen greisen Kopf, und eben in diesem Augenblick flog ein winziges Vögelchen draußen am Fenster vorbei.

4 *Wie alt ist Ihre Seele?*

»Wie alt ist Ihre Seele?«, fragte der Psychiater den jungen Mann, der mit den Händen an seinen Oberschenkeln rieb, als wollte er sie präparieren.
»Antworten Sie mir spontan!«

Der junge Mann hörte auf zu reiben und starrte geradeaus. »Als ich drei war, so ungefähr, oder vier, man neigt ja dazu, sich in seinen Erlebnissen jünger zu machen ...«

»Sie neigen dazu«, fiel der Psychiater ein, »Sie.«

»... da liebte ich Kühe mehr, als ich meine Mutter liebte, mehr als den Vater und die Schwester. Die Kühe schauten mich einfach nur an mit ihren seelenlosen Augen, und das machte mich ganz ruhig. Jeden Tag ging ich in den Stall von unserem Nachbarn und hielt mich bei meinen Kühen auf. Ich sage ›meine Kühe‹, weil ich dachte, dass sie zu mir gehörten und nur zufällig bei den Nachbarn wohnten. Also, und da begab es sich, dass sie auf einmal nicht mehr da waren. Die Kühe waren auf der Alpe. Das hatte mir niemand gesagt. Ich ging meinen Eltern und meiner Schwester mit meinem Gejammer auf die Nerven, die alte Nachbarin hatte Mitleid mit mir. Sie versprach mir, alles dafür zu tun, dass ich beim Alpbtrieb dabei sein darf. Meine Eltern erlaubten es ungern. Die Kühe wurden mit Blumenkränzen geschmückt, ihre großen Schellen dröhnten. Sie marschierten wie eine Schulklasse beim Ausflug auf das Dorf zu, ich mitten unter ihnen. Ich sah nur ihre Beine, träumte vor mich hin, trat in warme Kuhfladen. Und plötzlich war ich allein. Ich hatte wohl so getrödelt, die Kühe waren vorausgelaufen, die Hirten hatten nicht nach mir gesehen. Ich stand auf einem Hügel und schaute ins Tal. Unter mir hörte ich die Kuhglocken, aber ich sah niemanden. Ich war in die falsche Richtung gegangen, es war dunkel geworden, ich setzte mich auf den feuchten Boden und rief, so laut ich konnte. Keiner hörte mich. Ich fing an zu weinen, stand auf, stolperte, fiel hin. Ich wusste nur, ich muss abwärts gehen. Im Dorf vermisste man mich. Meine Eltern wurden informiert. Meine

Mutter habe geschrien und die Nachbarn verflucht, mein Vater ging augenblicklich los, um mich zu suchen. Die Schwester beachtete niemand. Sie saß in ihrer Ecke und zeichnete.«

»Offensichtlich ein Trauma«, sagte der Psychiater. »Und Sie meinen, dass damals Ihre Seele stehen geblieben ist?«

»Darauf erwarte ich von Ihnen eine Antwort«, sagte der junge Mann.

Man hatte den Buben in der Nacht noch gefunden, unterkühlt mit vollgeschissenen Hosen. Er wurde von da an gehätschelt wie niemals zuvor. Seine Schwester wurde vernachlässigt. Alle Sorge galt ihm.

»Wohnen Sie immer noch zu Hause?«, fragte der Psychiater. »Und wenn, sollten Sie rasch ein eigenes Leben beginnen.«

»Das sagt sich so leicht«, sagte der Patient. »Ich habe nichts gelernt und wüsste nicht, womit ich mein Geld verdienen sollte.«

»Wie, denken Sie, kann das weitergehen?«, fragte der Psychiater.

»Das beantwortet zu bekommen, bin ich hier.«

5 *Ein Schwarm*

Mit sieben Jahren schwärmte ich für einen Bauarbeiter, der um den Hals ein goldenes Kettchen mit einer Madonna trug. Auf dieses Kettchen starrte ich in der Mittagssonne. Ich sah auf ihn nieder, der im Straßengraben schaufelte. Er hob den Blick, schwarz seine Augen, ein Mann aus dem Trentino.

»Hättest wohl auch gern so ein Kettchen?«, sagte er. Er schaute nur. »Kann dir meines aber nicht schenken, weil es ein Geschenk von meiner Mama ist, du verstehst.«

Ich verstand nicht.

»Du willst es haben und traust dich nicht, zu fragen.«

Ich wollte es nicht besitzen, ich wollte es nur anschauen, wie es so an seinem braungebrannten Hals baumelte.

Oft stand ich über ihm und schaute in den Graben. Einmal nahm er einen großen Schritt aufwärts, warf die Schaufel aus der Hand und stellte sich neben mich. Er war kein großer Mann. Ich fand ihn schön, sein Körper war schmal und glänzte. Er hatte keine Haare auf der Brust, wahrscheinlich weil er noch kein richtiger Mann war. Haare auf der Brust fand ich ekelhaft, so als wäre noch ein Stück Tier an dem Mann.

»Ich heiße Rocco«, sagte er, »und wie heißt du?«

Ich sagte meinen Namen nicht.

»Wenn du willst, leg ich dir das Kettchen einmal um deinen Hals, für fünf Minuten, möchtest du?«

Ich wollte gar nicht, stand einfach nur da. Er öffnete sein Kettchen, nahm es von seinem Hals. Als er es um meinen Hals legte, war es warm, und ich dachte, vielleicht fühlt sich eine Schlange so an, wenn sie in der Sonne gelegen hat.

Sein Vorarbeiter kam und schimpfte mit ihm, weil er eine Pause eingelegt hatte. Rocco sprang in den Graben zurück und schaufelte weiter. Ich hatte sein Kettchen um den Hals. Ich schaute wieder auf ihn hinunter

und befahl seinen Gedanken, zu mir aufzuschauen. Es funktionierte nicht. Ich hatte schon drei Mal Gedanken befohlen. Einmal bei meiner Schwester, die auf mich beleidigt gewesen war, ich befahl ihren Gedanken, mich anzulächeln, und es geschah. Ein zweites Mal befahl ich den Gedanken meines Vaters, die Tante, seine Schwägerin, böse anzufunkeln. Er tat es, und sie verfluchte ihn. Ein drittes Mal probierte ich es bei meiner Mutter, ich hatte sie gefragt, ob ich Pudding kochen dürfe, und sie hatte genickt. Normalerweise erlaubte sie das nicht. Sie hatte Angst, das Holzhaus könnte brennen, weil ich vergessen würde, die Herdplatte auszusuchen.

Jedenfalls funktionierte es bei Rocco nicht. Ich drehte mich um und ging davon. Unterm Gehen nahm ich das Kettchen ab und steckte es in meine Hosentasche.

6 *Kleiner Mann in leerem Zimmer*

»Es brennt noch Licht«, sagte Frau Petrow, die Chefsekretärin, zu ihrer Untergebenen Oxana. »Wir warten, bis wir ihn weggehen sehen.«

»Oder hören«, sagte Oxana. »Sein Sohlengeräusch kenne ich.«

»Also, dann pass auf, setz dich auf die Treppe, zieh deine Schuhe aus, und wenn du hörst, wie er sein Zimmer abschließt, fliehe in Socken!«

Beide Frauen warteten. Es rührte sich nichts im Zimmer des kleinen Mannes.

»Hat er heute schon mit Ihnen gesprochen?«, fragte schüchtern Oxana.

»Er hat zwei Mal gehustet. Also, Oxana, ich muss jetzt kurz weg, um Depeschen aufzugeben. Rühr dich nicht von der Stelle!«

»Zu Befehl, Frau Petrow.«

Oxana saß über eine Stunde auf der Treppe, Schuhe und Strümpfe in ihrer Tasche. Zehen eiskalt, es war nämlich im eisigen März. Kaum hielt sie es mehr aus – sie hatte heute noch nichts gegessen, nichts getrunken. Sie schlich auf Zehenspitzen zur Tür des kleinen Mannes, und eben in diesem Augenblick flog die Tür auf, und der kleine Mann trat heraus. Schnellen Schritts ging er in Richtung Lift, bald würden Sicherheitskräfte bei ihm sein und ihn begleiten. Oxana war an die Wand gedrückt, kaum traute sie sich zu atmen. Zwei Schritte vor, und der Blick ins leere Zimmer tat sich auf. Der kleine Mann hatte die Tür nämlich nicht wie sonst zugeknallt. Sie sah auf dem Tisch einen Wasserkrug stehen. Mit großer Angst tappte sie auf den Schreibtisch zu, nahm den Krug in die zitterigen Hände und trank. Was sie trank, war, wie ihr schien, mit Wodka vermischt, es tat ihr so gut, und sie trank und trank, bis der Krug leer war. Selbstvergessen stand sie einen Augenblick, und da hörte sie Schritte. Sollte sie aus dem Büro flüchten? Es gab schwere billardgrüne Vorhänge, die über den Boden reichten. Sie schlüpfte dahinter und verbarg sich in den Falten. Es roch schrecklich, wie sie fand, es roch nach Angst und Schrecken und böser Macht. Sie sah niemanden, hörte nur die Tür, zum

Glück wurde nicht abgesperrt. Erlösung, aber für wie lange? So verharrte sie eine Zeitlang, sie wusste nicht, wie lange, dann schlich sie sich aus dem Büro und verschwand in der Toilette. Sie hörte Geschrei, Gemurmel, schwere Stiefelschritte, Befehlsstimmen. Türen wurden aufgerissen, wieder zugeschmettert. Oxana zitterte am ganzen Leib. Der Wodka in dem Wasser war ihre Rettung. Er besänftigte sie und machte ihr Mut. Wenn die Gefahr vorbei wäre, könnte sie verschwinden. Aber wohin? Wir wissen es nicht.

7 *Schimmel und Rappe*

Da war ein Schimmel, selten schön, so dass ihn jeder haben wollte. Es gab einen jungen Mann, der besaß einen Rappen und war besessen davon, den Schimmel zu holen und ihn mit seinem Rappen zu paaren. Er war nicht der Einzige, der von der Schimmelstute träumte. Auch war sie der Traum einer jungen Frau. Sie dachte sich, gehörte sie mir, ich würde sie immer ein Mädchen sein lassen, würde sie mit Bedacht reiten und ihr nur das beste Futter geben. Sie wäre mir lieber als ein Kind, so ich eines hätte haben können. Die Frau lebte allein, sie war allen Tieren zugetan, fütterte herrenlose Hunde und Katzen, und man nannte sie Amme. Sie wusste, würde sie die Schimmelstute nicht retten, würde diese vom Rappen bestiegen.

Nie hatte die Frau einen Mann gehabt.

Es ergab sich der Zufall, dass beide, Mann und Frau, in derselben Nacht nach der Schimmelstute Ausschau hielten. Sie sahen einander aber nicht, bis eine Lampe aufblitzte.

Der Schimmel war bereits vom Mann losgebunden worden. Er wollte sich auf das Tier schwingen, doch die Frau kam ihm zuvor. Im Galopp floh sie. Der Mann stieg auf seinen Rappen. Er sah die reitende Frau vor sich, kam ihr immer näher, überholte sie, da drehte sie um und ritt in den Wald hinein. Der Mann folgte ihr. Er war schneller als sie, konnte sie aber nicht erreichen.

Die Frau redete auf den Schimmel ein: Du bist mein Mädchen, mein braves Mädchen, meine Freundin, immer werden wir zusammenbleiben. Sie nahm ihren Zeigefinger in den Mund, und dann berührte sie das Samtmaul des Schimmels. Das war ihre Liebkosung.

Es war im November, Schnee fiel. Der Mann auf dem Rappen wütete und schrie und hieb auf sein Pferd ein. Einmal bildete er sich ein, den Schweif des Schimmels zu sehen, ein anderes Mal loderte die Haarfarbe der Frau.

Lang ritt sie, die Frau, die Amme genannt wurde, sie kannte den Wald und freute sich auf das Bett aus Stroh. Darauf wollte sie mit dem Pferdewädchen liegen jede Nacht und jeden Tag bis zum Tod.

Der Mann trieb seinen Rappen voran, so schnell er konnte.

Es schneite immer stärker und dunkelte ein. Der Mann sah sich um, und alles erschien ihm fremd, als hätte er es nie gesehen. Es schneite so stark, dass er die Hand vor den Augen nicht sehen konnte. Es wurde Nacht und kälter. Der Mann fror, das Pferd weigerte sich, weiterzustapfen. Es stand einfach still und rührte sich nicht. Die Hände des Mannes waren schon fühllos, und er dachte, er würde erfrieren. So nahm er sein Jagdmesser und rammte es in die Stelle des Pferdes, an der er das Herz vermutete. Das Pferd blutete und färbte den Schnee rot. Immer größer riss der Mann die Wunde auf. Er langte in das Pferd und holte die Eingeweide heraus. Zuerst steckte er seine Hände in den Rumpf des Pferdes, aber weil ihm immer kälter wurde, schlüpfte er hinein in das Pferd. So lebte er noch zwei Tage, dann starb er.

8 *Doktor*

Der Doktor saß an seinem Schreibtisch und hörte, wie die Sprechstundenhilfe sagte: »Der Nächste bitte!«

Er streckte sich und legte die Hände flach auf die Tischplatte. Die Patientin war eine Frau in den mittleren Jahren. Sie trat zu ihm und wollte ihm die Hand reichen. Er schreckte zurück.

Die Patientin war irritiert und fragte: »Geht es Ihnen heute nicht gut, Herr Doktor? Sie sehen erschöpft aus.«

»Ausgelaugt, so als hätte man mich zu heiß gebadet, ich glaube, ich kann Sie nicht behandeln«, sagte der Doktor.

Tränen liefen ihm aus den Augen.

Er war versucht, seine Träume zu erzählen, so, als wären sie echt, als wäre sein Leben durch einen reißenden Fluss getrennt, den er jeden Tag überqueren müsse, um in die Ordination zu gelangen. Die Schwierigkeit bestehe darin, ein Boot zur Beförderung zu finden. Im Winter, wenn Eis auf dem Fluss sei, könne er versuchen, sich zu Fuß auf den Weg zu machen, immer mit der grausamen Angst, einzubrechen. Seine liebe Familie wohne auf der Gegenseite. Also jeden Abend habe er das Verlangen, zu seiner Familie zurückzukehren, müsse über den zugefrorenen Fluss. Er habe seiner Frau verboten, mit den Kindern über den Fluss zu gehen, viel zu riskant. Sie warten jeden Abend mit dampfendem Essen auf ihn, sein Bett sei gewärmt, seine Kinder und seine Frau seien immer nur liebevoll mit ihm, besorgt. Er sei heute auf dem Eis über den Fluss gerutscht, hinein in die kalte Ordination, vorbei an einer großen Anzahl von kranken Menschen, die sich von ihm Hilfe erhofften, Rezepte mit gesundmachenden Pillen. Er habe schreckliche Angst, zu versagen.

Ob sie, die eigentliche Patientin, das verstehe. Was ihr überhaupt fehle. Sie solle ihm ihre Krankengeschichte erzählen.

»Nicht ich«, sagte die Patientin, »bin hier die Hauptperson, Sie sind der bedürftige Mann. Sagen Sie, wie kann ich Ihnen helfen?«

»Ach, gute Frau«, sagte der Doktor, gerührt von der Anteilnahme, »wenn Sie mir nur zuhören, bin ich schon halb gerettet. Vor allen Dingen sollten Sie mir Ihre Krankengeschichte erzählen, und ich suche mir eine Lösung für Sie aus.«

Der Doktor beugte sich vor und nahm jetzt die Hand der Frau.

»Wenn Sie wüssten, wie gut mir das Gespräch mit Ihnen tut, beinahe habe ich das Gefühl, dass ich wieder ordinieren kann.«

»Es wäre zum Wohle der Patienten. Man spricht nur in den höchsten Tönen über Ihr medizinisches Können«, sagte die Frau.

9 *Eisige Sonne*

Sie liebte ihn, weil er bald sterben würde. Er wollte nämlich in den Krieg, um dort Feinde zu erschießen, die er nicht kannte. Er würde ihre Gesichter nicht sehen, nur die eisige Erde und die eisige Sonne. Er würde eine Schutzhaltung einnehmen, die Ohren mit dem Daumen zuhalten, das Gesicht abschirmen, und trotzdem würde er alles mitbekommen.

So war es geschehen im eisigen Winter, als die Pferde im Stehen erfroren.

Die Frau erfuhr vom Tod des Mannes, bei dem sie nicht sie selbst sein konnte – so hatte sie immer gedacht.

Es gab eine Bestattung mit seiner Asche. Asche, dachte sie, ist, als hätte er, wie er war, nie existiert.

Sie lebte weiter, sein Geruch verschwand aus ihrem Schlafzimmer. Seine wenigen Kleider verschenkte sie an eine Hilfsorganisation. Sie dachte, wie wird es sein, wenn ein Fremder seinen besten Anzug trägt. Sie hatte neue Knöpfe drangenäht, weil die alten so schäbig aussahen. Durch die schönen Knöpfe bekam der Anzug ein Gesicht. Er sollte, wäre er begraben worden, diesen Anzug tragen. Lange hatte sie sich überlegt, ob sie ihn nicht behalten sollte. Als letzten Gedanken an ihn, den Krieger. Sie hatte ihn auf ihrem Bett ausgebreitet, hatte ihn angezogen, aber die Hose war zu eng.

Das hieß, er war mager gewesen und sie zu dick. Also packte sie den Anzug in eine Schachtel und fragte den Nachbarn, ob er ihn haben wollte. Die Nachbarin hätte ihn gern für ihren Mann gehabt, aber der Mann sagte: »Er riecht nach Tod, ich will ihn nicht.«

Also warf ihn die Frau in einen Kleidercontainer.

Einmal sah sie auf dem Markt, als sie gerade Suppengemüse gekauft hatte, einen Mann, der diesen Anzug trug. Sie war sich sicher. Genau schaute sie hin. Solche Knöpfe an einem Anzug gab es nicht zweimal.

Sie nahm sich ein Herz und sprach den Mann an. Er war jung, jünger

als der ihre gewesen war. Sie sagte: »Ich wollte Ihnen sagen, dass dieser Anzug einmal meinem Mann gehört hat. Er ist gestorben.«

»Und?«, fragte der Mann. »Tut es Ihnen leid um den Anzug, bin ich seiner nicht wert?«

Die Frau wurde sehr verlegen und sagte: »Im Gegenteil. Sie füllen ihn vornehmer aus, als ihn mein Mann je hätte ausfüllen können. Ihre Figur passt perfekt in ihn.«

»Dann ist es gut«, sagte der Mann. »Die Knöpfe gefallen mir besonders, sie sind außergewöhnlich. Wenn ich genug Geld hätte, würde ich Sie zum Essen einladen.«

»Ich mache eine gute Suppe«, sagte die Frau, »ich bin bekannt für meine starken Suppen, schnell hole ich mir noch Suppenfleisch und Tafelspitz, dann bereite ich noch die großen Grießknödel zu. Wenn wir das gegessen haben, werden wir glücklich sein.«

»Danke«, sagte der Mann, »ich nehme gerne an.«

10 *Schnarchender Mann*

Ein dicker Mann setzte sich auf seinen Platz im Zugabteil, und bald war er eingeschlafen. In Abständen schreckte er auf und schnarchte, dann ließ er sich wieder zurücksinken und blieb für einige Minuten still, bis er wieder zu schnarchen anfang. Wie Unwetter. Ich muss es wiederholen: Unwetter, weil ein Unwetter ja auch nicht aufhört.

Der Zug war voll bis auf den letzten Platz. Unser Wagen war eiskalt, konnte wegen eines unauffindbaren Defekts nicht geheizt werden. Die Leute zogen ihre Mützen und Schals an, legten die Mäntel über sich. Eine Familie aus der Ukraine war mit ihren zwei Buben im Zug, die Mutter, eine duftige Frau, sehr blass, saß mit dem Kleinen auf dem Schoß, der Mann mit dem größeren Kind hinter ihr. Auch sie hatten ihre warmen Sachen übergezogen. Die Leute verhielten sich diszipliniert. Nur wenn der dicke Mann schnarchte, lachten die beiden Buben lauthals, das erheiterte uns, und wir vergaßen zu frieren. Die Frau redete leise auf das kleine Kind ein, das hörte nicht zu und fiel bei jedem Schnarcher wieder in lautes Gelächter. Sein Lachen klang glockenhell, und es gefiel den Leuten. Immer wieder zog die Frau ihr Handy aus dem Ärmel, so als erwarte sie eine Nachricht. Ihr Mann saß stoisch in seiner Winterjacke. Kurz vor Salzburg stand die Frau auf, packte ihren Kleinen und zog ihn fort. Sie deutete ihrem Mann, der Kleine müsse dringend. Der Zug hielt. Fuhr wieder ab. Die Frau mit dem Kind kam nicht zurück. Ihr Mann rüttelte an der Toiletentür. Als sie geöffnet wurde, war da ein anderer Fahrgast. Der größere Bub war aufgesprungen, gemeinsam mit dem Vater suchte er nach der Mutter und seinem Bruder. Wir wurden unruhig, der Schaffner kam. Die Waggons wurden durchsucht. Die Frau war nicht da. Das Kind war nicht da. Ihr Mann fing an herumzuschreien, riss sich die Kappe vom Kopf, der Bub machte Fäuste und weinte. Der Mann verlangte, dass die Notbremse gezogen würde. Der Schnarcher war aufgewacht. Er kannte sich nicht aus.

Alles wurde versucht. Die Polizei verständigt. Es musste bis zur nächs-

ten Haltestelle gewartet werden. In Linz stiegen Polizisten ein, und es wurde verhandelt, ob es klug wäre, dass der Mann mit seinem Kind aussteige. Er entschied sich dagegen. Er war außer sich, der weinende Bub war außer sich, uns allen taten die beiden leid. Es war ganz still im Waggon, und es wurde wieder gefroren.

Meine Fantasie galoppierte, und ich stellte mir vor, dass sich die Frau in Salzburg mit ihrem Liebhaber verabredet hatte, deshalb war sie mit dem Kind verschwunden. Sie wollte weg von ihrem Mann. Aber hatte sie denn keine Sorge um ihr größeres Kind?

II *Das Amselweibchen*

Ein Amselweibchen hat sich in meinen Urwald verirrt und Böses ange richtet, Blätter zerfetzt, ist verzweifelt gegen die Scheibe gejagt, voller Pa- nik. Ich öffnete Türen und Fenster, versuchte, die Amsel herauszulocken, einmal fast hatte ich einen Flügel gefasst, aber nur eine Sekunde lang. Gleich ist sie mir entwischt und zickzack zwischen den Schlingpflanzen verschwunden. Ich holte den Besen, versuchte, ihr einen Weg zu bahnen, vergebens. Ich drehte das Radio laut, dachte, Musik könnte sie vertrei- ben. Gerade lief Mozart, der zart war und das Amselweibchen beruhigen sollte. Ich, bereits erschöpft, ließ mich auf den Teppich fallen. Dachte an den Gesang der Amseln. Nur die Amselmänner singen. Die Frauen rufen. Fiepsen.

Ich begann, die Pflanzen auszuräumen, zur Fensterscheibe vorzudrin- gen, an die das Amselweibchen immer wieder schlug. Es war ein Alb- traum. Ich träumte nicht. Ich fror. Die Luft war kalt, Wind bauschte die Vorhänge. Ich ging in die Küche und trank zwei Gläser Wasser in einem Zug. Was, wenn das Amselweibchen nicht herausfindet? Ich rief meinen Mann an und erreichte ihn nicht. Rief meine Söhne an und erreichte sie nicht, die Tochter versuchte mich zu beruhigen. »Mama, geh aus dem Zimmer, schließ die Tür und leg dich eine Stunde ins Bett. Wenn du dann aufstehst, wird sie nicht mehr da sein. Sie kann doch nicht so dumm sein und die Freiheit nicht finden.«

Aber wie ist das, wenn man Angst hat? Sieht man den Ausweg nicht?

Braungrau ist ihr Gefieder, gesprenkelt die Brust, ihr Schnabel unauf- fällig. Sie trägt ein Tarnkleid. So oft habe ich schon ihren Mann vom Ap- felbaum herunter singen hören.

Könnte er ihr nicht beistehen, der schöne, mit dem orangen Schnabel, dem Ring um die Augen, seinem tiefschwarzen Gefieder. Sein Weibchen trägt ein Tarnkleid, singt nicht. Könnte er sie nicht befreien, als ob's im Märchen wäre?

Nach einer Stunde endlich rief mich mein Mann zurück – er war zum Pizzaessen in einem Restaurant gewesen.

»Sei ganz ruhig«, sagte er, »steh auf, geh leise an den Rand des Urwalds und rede dem Amselweibchen gut zu. Du wirst sehen, es funktioniert.«

Ich hörte ihr Flügelschlagen schon vor der Tür, leise öffnete ich, ging auf Zehenspitzen. Gerade zappelte sie an einem Kaktus, sie hatte sich verfangen und war verletzt. Ich holte meine Lederhandschuhe und versuchte, nach ihr zu greifen, ganz vorsichtig. Sie ließ mich nicht heran.

Dann ging ich wieder vor die Tür, es regnete jetzt, ich atmete tief durch, fror in meinem Nachthemd. Es war ja schon spät inzwischen und dunkel.

Wieder stand ich vor dem Eingang des Urwalds, und da war sie nicht mehr. War davongeflogen. Aber wie? Sie hatte sich ja verletzt. Ich nahm die Taschenlampe, zog die Gummistiefel an und suchte sie im Garten. Sie war nicht mehr da.

12 *Aller Augen warten auf dich*

»Bitte nicht auf mich, o Herr, ich bin noch nicht fertig!«

Der kleine Mann stand auf einem Stuhl, der wackelte. Er stieg wieder herab, faltete ein Stück Papier und legte es unter das kürzere Stuhlbein. Er stellte sich wieder auf den Stuhl, reckte die Arme in die Höhe. Da fiel ihm ein, dass er das Licht vergessen hatte, die Glühbirne. Also bewegte er sich wieder nach unten, nahm die Glühbirne aus der Schachtel, stieg wieder auf den Stuhl, reckte erneut die Arme und tastete mit der rechten Hand nach der leeren Fassung, versuchte zitternd, die Glühbirne einzuschrauben. Gleich gelang es ihm nicht. Er drehte, rutschte ab und drehte erneut. Dann kam er wieder auf dem Boden zu stehen, betätigte den Lichtschalter. Es leuchtete. Es leuchtete! Der kleine Mann stieß einen tiefen Seufzer aus und hielt sich an der Stuhllehne fest.

Also dann. Er konnte mit der Aufgabe beginnen, die ihm aufgetragen worden war. Als Probe sozusagen. Würde er sie bestehen, könnte er Arbeit gefunden haben. Endlich. Es war nämlich mühsam für den kleinen Mann, Arbeit zu finden.

Ihm war aufgetragen worden, sämtliche Glühbirnen nach Größe zu ordnen. Es gab viele Größen verschiedenster Art, die musste er aussuchen und zuordnen. Wie sollte er anfangen? Womit? Er leerte eine Schachtel aus, verpackte Glühbirnen landeten auf dem Boden. So viele. Die zweite Schachtel leerte er aus. Nein. So ging das nicht.

Er nahm von der Wand Kartons und versuchte, daraus Schachteln zu formen, es gelang. Zehn an der Zahl wollte er gestalten. Dazu brauchte er einen ganzen Tag. Er arbeitete aber noch weiter, bis in die Nacht hinein. Er würde sich in diesem Raum in einer Schachtel einrollen und die Nacht verbringen. Am nächsten Morgen ordnete er die Glühbirnen nach Größe und legte sie brav in die leeren Kartons. In eine Reihe passten zehn Stück. Sechs Reihen, sechzig Stück, dann aufeinandergestapelt in zehn Lagen, sechshundert Stück, eine Schachtel war fertig. So ging es weiter, bis zehn

Schachteln voll waren, nach Größe, nach Form geordnet. Gleich käme der Herr und würde entscheiden, ob der kleine Mann ein fähiger Mann war. Der kleine Mann flatterte vor Aufregung. Das Hemd war ihm aus der Hose gerutscht. Er strich es glatt, schlüpfte in seine Sandalen, die hatte er ausgezogen, um besseren Halt zu haben. Er fuhr sich über die Haare, ging zum Wasserhahn, wusch sich das Gesicht und die Hände, benetzte seine Augen, die brannten. Er ging rückwärts zur Wand und betrachtete sein Werk mit den aufgeräumten Glühbirnen. Der kleine Mann glaubte sich am Ziel.

13 *Unberechenbarkeit*

Unberechenbar waren Vater und Mutter. Das Kind wusste nicht, würde es heute gelobt oder getadelt. Es konnte sein, dass der Vater lobte, die Mutter tadelte. Es konnte umgekehrt sein, und es konnte sein, dass beide lobten und beide tadelten. So nahm das Kind sein Leben als Risiko wahr. Es wurde älter und beobachtete scharf. Hatte das Verhalten der Mutter Einfluss auf das Verhalten des Vaters und wieder umgekehrt?

Es ist ein Brunnen ohne Boden, führt letztendlich dazu, dass der fertige Mensch misstrauisch wird und nur strategisch handelt. Das Gefühl bleibt verschollen. Es sei denn, er hat das Glück, einem Menschen zu begegnen, der sich ihm verlässlich nähert.

Ein Mann hatte genau das Gegenteil erfahren, Verlässlichkeit von früher Jugend an, er war von keinem Kummer getrübt, und deshalb gelang es ihm auch, die Frau für sich einzunehmen. Erst gab sie sich verschlossen und störrisch. Er hielt ihre Verabredungen auf die Minute ein, sagte er etwas, glaubte sie ihm. Sie wurde biegsam und bereit für die Welt, bald kannte sie den Ton der Tannenmeise, hoch und dünn: siffi siffi siffi. Bald dachte sie an den Mann als ihren Geliebten.

Besonders glücklich war sie, wenn er einen Vogelnamen nicht wusste und sie ihr Wissen ausbreiten konnte.

Der Freund ihres Geliebten, ein beinahe lächerlich gut aussehender Kerl, wollte die beiden auseinanderbringen. Was sein Grund war, wissen wir nicht. Er passte die Frau vor der Haustür ab und sagte ihr, der Mann würde sich verspäten. Die Frau ging noch einmal in die Stadt und kam erst am Abend zurück. Ihr Geliebter saß im Wohnzimmer und hatte sich die Frau herbeigesehnt. So lange, bis seine Ungeduld zu ticken begann. Sie erzählte ihm von dem Freund, und er glaubte ihr nicht. Er dachte, sie wird sich zu dem Kerl hingezogen fühlen, weil er sie geblendet hat. Da war schon Gift gestreut. Sie versicherte, dass sie die Wahrheit sage, er nickte und glaubte ihr wieder nicht. Die beiden waren noch nicht verhei-

ratet und würden auch nicht mehr heiraten. Die Frau verließ den Mann, weil sie ihm nicht traute, und der Mann verließ die Frau, weil sie nicht die Wahrheit sagte.

Als der Mann den Freund zur Rede stellte und ihm klar wurde, dass er der Frau unrecht getan hatte, wollte er alles tun, um sie zurückzugewinnen.

Er fand sie in einer kleinen Wohnung, sie hatte die Tür geöffnet, und als er vor ihr stand, weinte sie. Sie wischte sich über ihr Gesicht und sagte: »Schade, dass auch du unberechenbar bist.«

Er nahm sie an der Hand:

»Wir tun so, als wäre das ein neuer Anfang.«

14 *Kreaturen*

Als ich ein Kind war und geschichtensüchtig, erzählte mir eine Großmutter – sie sagte, alles sei wahr, was sie mir berichte –, sie habe es mit eigenen Augen gesehen, und ich glaubte ihr.

»Es geschah im eisigen Winter«, begann sie. »Ich liebte einen Hund, der gehörte meiner Tante, der sah wie ein Schaf aus, und der Hund liebte mich. Er sprang an mir hoch und schleckte mein Gesicht ab. Ich war noch kein Schulkind, als meine Tante starb. Ich hatte gehofft, dass mir jetzt ihr Hund gehöre, aber meine Eltern baten einen Verwandten, den Hund in ein Tierheim zu bringen, schließlich war er auch schon alt und würde nicht mehr lange leben. Wie du dir denken kannst, war ich darüber unglücklich, ich wollte so lange trotzig sein und nichts sprechen, bis sie mir erlaubten, den Hund zu behalten. Alle um mich herum waren beschäftigt, den billigsten Sarg auszusuchen für meine Tante, einen aus Holz, schließlich waren wir arme Leute. Niemand fiel auf, dass ich verweint dasaß und kein Essen hinunterbrachte.

Der alte Hund saß dann vor dem ausgeschaukelten Grab und jaulte. Seine Herrin lag unten im zugenagelten Sarg, meine Tante. Er schmiegte sich an mich, und ich streichelte seinen Rücken. Schon standen die schwarzen Männer mit Schaufeln bereit. Der alte Hund gab sich einen Ruck und hüpfte in die Grube. Er rolle sich ein. Ich rief leise seinen Namen: »Sami, Sami!«, rief ich. »Sami, Sami«, flüsterte ich. Der Hund rührte sich nicht. Die schwarzen Männer versuchten, ihn mit Zureden aus dem Grab zu locken. Einer nahm die Wurst aus seiner Semmel und warf sie hinunter. Der alte Hund rührte sich wieder nicht.

Die Trauergäste schmausten schon an den Tischen, keinem außer mir fiel auf, dass der Hund gestorben war, und auf meine Fragen hörte keiner. Ich dachte, der alte Hund gehört keinem und mich hat man auch vergessen. Ich könnte genauso gut da unten liegen.

Die schwarzen Männer standen ratlos vor dem ausgeschaukelten Grab.

Einer hatte die Idee, Münzen zu werfen, und der mit der Zahl sollte hintersteigen und den Hund holen. Bei zweien ergab sich die Zahl, also warfen sie weiter, bis einer übrig blieb. Der hatte schon einige Gläser Schnaps getrunken und stand unsicher auf den Beinen. Er sagte, er wolle jetzt nach Hause gehen und seinen Rausch ausschlafen, dann würde er wiederkommen, den Hund holen und das Grab zuschaukeln. So sollte es geschehen.

Gegen Abend ging der schwarze Mann, Totengräber von Beruf, auf den Friedhof. Er ließ sich ins Grab fallen. Über Nacht lag der schwarze Mann auf dem Sarg neben dem alten toten Hund. Die Luft war eisig, eisig der Wind und bald auch eisig der schwarze Mann.«

15 Von sterbenden Kreaturen

»Wenn du mich fragst?«, sagte der Mann, der ein Alkoholiker war. »Also wenn du mich fragst ...«

Ich hatte ihn aber gar nicht gefragt.

»Also wenn du mich fragst, ich war im Krankenhaus und dachte, jetzt kommt es, jetzt kommt der Tod, also, wenn du mich fragst, zum Sterben war ich nicht aufgelegt. Der Tod kam näher, und ich wusste, bald würde der letzte Buchstabe ein ›t‹ sein, also *tot*.«

»Erzähl einfach weiter, tu so, als ob ich dich gefragt hätte«, sagte ich. »Wenn du großzügig sein willst, schenk mir deine Geschichte, damit ich sie aufschreiben kann.«

»Kann nicht sein«, sagte der Mann, der ein Alkoholiker war, »denn dann werde ich bereits tot sein.«

Er stand im Krankenhauslift vor der Intensivstation im vierten Stock und drückte den Knopf, er wollte nach unten, in die Trafik, dort ein paar Underbergs kaufen.

»Tu das nicht!«, sagte ich zu ihm. »Bleib hier oben! Ich hole dir einen Saft. Was für einen magst du?«

»Einen Underbergsaft«, sagte der Mann, kaum konnte er stehen, so wenig Leben war noch in ihm. Ich sah ihn zurück in sein Zimmer wanken.

Ich kam mir so dumm vor mit dem Vitaminsaft in der Hand, ich wollte den Mann nicht beschämen und ihm sagen, was für ihn gut wäre, jetzt, wo er dem Tod so nah war. Ich legte mich in mein Spitalsbett, und doch ließ es mir keine Ruhe. Leise bewegte ich mich aus dem Zimmer, schlich zur Intensivstation und öffnete die Tür einen Spalt. Gleich wurde ich vertrieben. Ich hatte eine Bahre gesehen, ein geöffnetes Fenster und das leere Bett des Mannes.

Ich erinnerte mich, als ich ihn noch lebend an unserem Haus vorbeitappen sah, schwarz gekleidet, er hatte sich auf seine Gehhilfe gestützt,

machte einen Schritt, blieb stehen und machte wieder einen Schritt. Wie hatte er es nur in den Krankenhauslift geschafft?

Er war tot, und das war es ja auch, was er sich gewünscht hatte, tot zu sein und das Leben nicht mehr aushalten zu müssen.

Hatte er es denn nie schön gehabt?

Draußen vor meinem Zimmer lärmte es, und ich hörte, wie eine Frau hysterisch nach dem Stationsarzt verlangte. Ihr Hund sei totgefahren worden, und sie habe herausgefunden, dass dieser Arzt, ja, dieser, Schuld hatte. »Mein Liebling«, jammerte sie, »dein Mörder wird nicht heil davorkommen!«

Der tote Mann war in der Kapelle aufgebahrt, ich besuchte ihn dort. Er lag ganz friedlich, und wie mir schien, hatte er ein wenig Spott um den Mund, so als wollte er sagen, ich bin der, der es besser haben wird als ihr, denn ihr habt es schon auf Erden gut gehabt. Vor dem Eingang standen entsorgte Grünlilien, tot, und ich dachte: Menschen, Tiere, Pflanzen – hört denn das Sterben nie auf!

16 *Erbärmliche Rache*

Es gibt Dinge, über die man nicht sprechen sollte oder will, einfach weil es nicht sein muss. Das sagen mir oft Leute, die der heilen Welt frönen. Sie würden nie zugeben, dass sich in ihren Häusern zugesperrte Türen befinden, die sie nicht öffnen wollen. Dabei wissen sie, was sich hinter diesen Türen befindet, es ist unschön und soll nicht nach außen dringen.

Dazu kommt, dass private Dinge nicht in die Öffentlichkeit gehören. Ich sehe das genauso. Gibt es wüste Schlagzeilen in Zeitungen, lesen wir sie mit Interesse, umso mehr, wenn uns die Menschen, die sich dahinter befinden, bekannt sind. Es ist, als wollten wir das Unausgesprochene in unseren Wänden ungeschehen machen.

Eine sehr alte Frau, die bereits den Tod vor sich sah, hatte das Verlangen, eine Last von sich abzuschütteln, die viele Jahre ein Geheimnis geblieben war.

Ich sagte zu ihr: »Wollen Sie mir das wirklich erzählen, wissend, dass ich darüber eine Geschichte schreiben werde?«

Sie wollte es, nur sollte ich damit warten, bis sie unter der Erde läge. Sie wollte es sogar unbedingt. »Zur Abschreckung und als Lehre«, sagte sie.

Sie war eine junge Frau aus bescheidenen Verhältnissen gewesen, recht hübsch, als sie einen sehr gut situierten Mann kennenlernte, zwanzig Jahre älter als sie. Er umschwärmte sie, und sie wurden ein Paar. Ihre Eltern waren hochofrend über diese Partie, hieß es nämlich auch für sie, dass Zuwendungen von seiner Seite zu erwarten waren. Die Frau bekam alles von ihrem Mann. Alles. Es konnte nicht wertvoll genug sein, es musste nur ausgesprochen werden, und sie würde es bekommen. Jeder, der sie sah, bewunderte ihre Eleganz, ihren Schmuck und die Pelze. Einmal sprühte ihr eine tierschützende Halbwüchsige Farbe auf den Pelz, da tröstete sie ihr Mann und kaufte ihr einen neuen.

»Aber da war etwas«, sagte die sehr alte Frau zu mir, »das erbärmlich ist

und wofür ich mich schäme. Jahrelang habe ich es für mich behalten. Mein Mann wollte nämlich, dass ich vor unserem Bett auf dem Boden schlafe, wie ein Hund, zugedeckt mit einer Wolldecke. Kaum war er aus dem Haus, schlüpfte ich in sein Ehebett und wickelte mich in die Dauendecke. Warum mein Mann das wollte, weiß ich nicht. Er war sonst normal. Ich wehrte mich am Anfang, und er sagte, würde ich ihm nicht gehorchen, müsste er mich fortschicken. Das hätte für mich bedeutet, in mein karges Leben zurück. Ich übte den Widerstand, indem ich ihm in sein Essen spuckte.«

Ihr Mann starb vor dreißig Jahren, sie erbte sein Vermögen und schlief in seinen Federn. Aber ihr Gewissen plagte sie, und je älter sie wurde, umso elender fühlte sie sich. Keine Achtung vor sich zu haben, ist erbärmlich.

17 *Der Mann mit der Narbe*

Ich schleppte die Tasche zum Busbahnhof, ließ mich auf die Bank fallen und atmete aus. Neben mir saß ein Mann, Hut tief in die Stirn gezogen. Seine Stimme war die von Udo Lindenberg.

»Pardon«, sagte der Mann, »stört es Sie, wenn ich Sie anspreche?«

»Bitte«, sagte ich, »dann wird die kleine Reise kurzweiliger.«

Er stützte sich auf einen Stock, die Stufen machten ihm Mühe.

»Wie Sie sehen«, sagte er, »bin ich ein Krüppel.«

»Man ist doch kein Krüppel«, sagte ich und zog meine Stiefel aus, »nur weil man einen Stock benützt, da wäre die Welt ja voller Krüppel.«

»Ist sie auch«, sagte der Mann. »Sie sehen meiner ehemaligen Lebensgefährtin ähnlich«, sprach er weiter, »dieselbe Lebhaftigkeit.«

»Ehemalige?«, fragte ich.

Und so erzählte er: Seine Stimme war Beruf, er war Synchronsprecher bei Wenzel Lüdecke gewesen. Die Stimme von Sylvester Stallone. »Mein Problem, ich vergesse viel. Ich wurde am Odeonsplatz von einem Raser überfahren, ein Jahr lag ich im Koma. Gleich werden Sie mich nach meinem Nahtoderlebnis fragen. Ja, so ähnlich, ein Tunnel, eine Schneise im Eis. Als ich wieder unter den Lebenden war, torkelte ich und dachte, man wird denken, ich sei betrunken.«

Der Mann zog den Hut und zeigte mir seine Narbe. Ich stellte mir vor, wie sein Kopf aufgeschnitten und dann wieder zugenäht worden war.

»Ja, meine Lebensgefährtin. Sie hatte Zwillinge, zwei Mädchen, eine war das Aschenputtel, die andere die Diva, jeder Pickel ein Weltuntergang. Ihre Mutter hatte eine tolle Figur. *Love is blind*. Darf ich weitererzählen?«

»Bitte!«

»Ich war ein lediges Kind, kam in ein Heim, meine Mutter heiratete einen guten Mann, der mich adoptierte und der beste Vater war. *What you deserve is what you get*. Ich kannte wichtige Menschen, liebe die Musik, singe aber nicht. Ich vergesse so viel. Habe ich Ihnen schon erzählt, dass

ich Zwillinge aufgezogen habe, zwei Mädchen, die eine ein Aschenputtel? Sie hat einen Koch geheiratet. Die andere, die Diva, wollte Model werden. Ich weiß nicht, was mit ihr ist. Wir treffen uns nicht mehr. Seit zehn Jahren habe ich keinen Kontakt mehr mit der gut gebauten Frau. Habe ich das schon gesagt? Ein Spatz in der Hand ist besser als eine Taube auf dem Dach. Und Sie?»

»Ich schreibe, was ich sehe und höre«, sagte ich. »Auf Fotos sehe ich nur die Menschen. Ja, die Natur liebe ich auch. Ich rieche die modrige Erde und liebe den Stamm der Buche ...«

Der Bus hielt. Zwei Polizisten kontrollierten die Ausweise. Ein kleines türkisches Mädchen spielte mit seinem Tablet und lärmte dabei, ihre Brüder ohrfeigten einander. Tumult, wo man hinsah, das Leben eben.

18 *Mein Wald*

Jeden Tag betrete ich den Wald, als wär er mein Zimmer. Ich kenne die Steine, Sträucher und Bäume. Je nach Jahreszeit verändern sie sich, die Gerüche sind mir vertraut. Betritt ein anderer Mensch mein Zimmer, verstecke ich mich im Gebüsch und warte, bis er vorübergegangen ist. Der Weg durch den Wald führt hinauf auf einen Hügel zu einer Ritterburg, 740 Meter über dem Meer. Unsere Tochter Paula ist vor Jahren mit ihrer Freundin diesen Weg gegangen, ist auf den Felsen geklettert und abgestürzt. Ein Stein trat aus dem Berg. Der Stein hat sie erschlagen. Ich gehe an dieser Stelle vorbei, er befindet sich abwärts. Ich bekreuzige mich und bleibe vor dem Bild stehen, das mein Mann an den Baumstamm genagelt hat. Darauf ist das liebe Gesicht unserer Tochter Paula zu sehen, gerade zwanzig Jahre ist sie. Sie hat diesen innigen Blick, der sagt, ich schau in dich hinein, Mama, schau dir bis auf den Grund. Jeden Tag bringe ich ihr frische Blumen, aus meinem Garten die Rosen, aus dem Wald den Farn und die Hirschzungen. Blaue Glockenblumen auch, wenn sie mir gestattet, dass ich sie pflücke. Alles hat eine Seele. Die Alpensalamander an Regentagen paaren sich auf dem Weg. Sie sehen nachtschwarz glänzend aus und blank geputzt. Es sind Lebendgebärende, und ich muss mir die winzigen Salamanderchen vorstellen. Achte darauf, sie niemals aus Versehen zu zertreten. Immer den Blick auf den Boden gerichtet. Hirschkäfer klettern mir über die Turnschuhe.

Eine Bank steht vor dem Bild. Darauf sitzt zur Mittagszeit eine sehr alte Frau. Sie winkt mich zu sich, und ich sage ihr, dass ich einmal so werden will wie sie, so abgeklärt, gütig auch zu den Bösen. Einmal überraschte sie ein Einbrecher. Er kam durch das Küchenfenster am Abend und bedrohte sie mit einem Schraubenzieher. Die alte Frau sagte zu ihm: »Ich brühe Kaffee für Sie auf, dann gehen Sie wieder, armer Mann. Ich habe nur wenige Euros in meiner Geldbörse. Wollen Sie die haben?« Der Mann schämte sich und kletterte wieder durch das Küchenfenster hinaus

ins hohe Gras. Am nächsten Tag kam er vorbei, diesmal stand er vor der Haustür und brachte der alten Frau ein Stück Marillenkuchen. Er bekreuzigte sich und verschwand.

Sie schaut mich ein wenig verwirrt an. Kaum mehr auf dieser Welt. Einmal hat sie mir versprochen, dass sie Paula von mir grüßen will, wenn sie im Jenseits ist.

Als ich eine Woche später mit frischen Blumen an Paulas Bild trete, sehe ich die alte Frau. Sie liegt auf der Bank. Sie ist verdorrt. Ich berühre sie, und sie wird zu Staub.

19 *Was wissen wir schon!*

Freundin sagt: »Nichts. Wir wissen nichts. Ich sehe die Frau noch lächeln und in die Sonne blinzeln, und dann lese ich die Todesanzeige.«

»Du kannst nicht in ein Herz schauen«, sage ich.

Freundin: »Man hat sie doch geliebt! Hast du die vielen Autos gesehen, die vor der Kirche, vor dem Laden, auf dem Gehsteig, hinunter bis zur Hauptstraße geparkt haben? Alle haben sie gekannt.«

»Ihr Name wird ewig leben«, sage ich. »Ihre Schuhe können ewig leben. Ihre Silberbroche. Einmal hat sie mir eine Schachtel für meinen Siebenjährigen mitgegeben. Sie hatte Rahmdeckeli für ihn gesammelt. Abgelöst, gewaschen und getrocknet, weil sie sonst bald schlecht riechen.«

Freundin: »Was glaubst du? Kannst du glauben, dass sie ewig leben wird? Sie sieht so hübsch aus auf dem Todesbild, hergerichtet wie für ein Fest, mit einer Silberbroche am Kragen.«

»Wir wissen ja nichts«, sage ich. »Wir wollen, dass die so traurig Fortgegangen auf uns herniederschauen, uns gar beschützen, und wenn wir dann selber gestorben sind, wollen wir von ihnen begrüßt werden.«

Freundin: »Alles, was wir sagen, ist schon tausend Mal gesagt worden. Der Satz über die armen Angehörigen. Und: gerade im Winter, wo es so kalt ist, und gerade im Sommer, wo es so heiß ist. Und: Hätten sie, die so traurig fortgegangen sind, nicht noch eine Weile warten können! Aber: Gibt es einen günstigen Zeitpunkt? Und auch schon hunderttausend Mal ist gesagt worden: Dort, wo sie jetzt sind, haben sie es gut. Glaub doch einfach!«

Gleich, ich wette, kommt der Freund zur Tür herein und sagt, könnt ihr nicht von etwas anderem sprechen? Wer hat Lust auf ein Lachsbrötchen?

Freund: »Was sitzt ihr da so trübsinnig und redet über den Tod? Das Leben dauert länger als der Tod. Reden wir vom Leben. Wer hat Lust auf ein Gläschen Sekt?«

Freundin: »Arbeitest du heute nicht?«

Freund: »Unfreiwilliger Firmenurlaub heißt das, was ich gerade genieße. Hat auch was Gutes. Es gibt nichts Schlechtes, das nichts Gutes hat.«

»Wir sollten einmal wenigstens versuchen, wenn wir reden, über Dinge zu reden, die nicht schon vorformuliert worden sind«, sage ich.

Freundin: »Wie soll das gehen? Wir sind Menschen!«

»Jeder Mensch denkt doch«, sage ich. »Ein Gedanke kommt, ein anderer legt sich darüber. Sag genau, worüber du nachgedacht hast. Mit deinen Worten, ohne die Einleitung. Weißt du, was mich an dir besonders aufregt? Dass du, immer wenn du etwas Banales sagst, zuerst sagst: Was ich jetzt sage, ist wirklich banal. Sag doch einfach, was du denkst! Das fällt uns am schwersten.«

Freund: »Ich zum Beispiel finde nie die richtigen Worte. Mein Wortschatz ist nicht der größte.«

»Sag einfach, was du siehst«, belehre ich. »Da wird ein Loch ausgehoben, die Erde ist lehmig, der Sarg wird in die Tiefe gesenkt, Schnee fällt darüber. Aus. Den Toten im Sarg, wenn es kalt ist, haben wir warm angezogen, weil es uns Lebende friert. Aus. Wenn es heiß ist, tragen die Toten leichte Sachen, tote Mädchen tragen Sommerkleider und sind barfuß. Aus. Im Winter denken wir Lebenden darüber nach, wie die Toten im Sarg frieren, so leicht bekleidet. Im Sommer denken wir, sie werden es nicht aushalten vor Hitze. Aus. Was müssen Tote aushalten? Entweder sie werden verbrannt, oder sie verwesen wie Küchenabfälle auf dem Kompost. Aus. Das will ich sagen. Das sage ich. Aus.«

Freundin: »Grashalme sind zweischneidig wie das Leben. Werfe zwei Schuhe auf den Boden und schau dir an, wie sie liegen, falls du denkst, alles verlaufe in eine Richtung. Richtig so?«

»Es gibt keine Wahrheit«, belehre ich weiter. »Tabus bedeuten nichts. Lass jedem seine Sünde! Eine Frau putzt den sauberen Boden, bis er verschwindet. Kannst du dich an den Tag erinnern, als dein Kind das erste Mal einen kleinen Schritt machte? Ich war glücklich an diesem Tag.«

Der Freund zeigt auf, aber dann drückt er den Finger gegen die Lippen.

20 *Was einmal aus mir werden wird*

Als Lucy zehn Jahre alt war, lernte ich sie kennen. Sie schaute in den Sternenhimmel und sagte zu sich selbst: »Was wohl einmal aus mir werden wird?«

»Alle Türen stehen offen für dich«, sagte ich.

Sie hatte mich groß angesehen.

Als Lucy zwölf war, sah ich sie zum zweiten Mal. Sie saß auf der Gartenmauer und hatte ein weißes Kätzchen auf ihren Knien.

»Und«, sagte ich, »weißt du schon, was du werden willst?«

»Ich will Tierpflegerin werden«, sagte sie. »Dann werde ich in einem Tierheim arbeiten. Hast du gewusst, dass es Leute gibt, die ihre Tiere einfach aussetzen? Zum Beispiel, wenn sie in den Urlaub fahren, machen sie die Autotür auf und schubsen den Hund auf die Straße. Dieser Hund wird dann auch bei uns landen. Ich will dafür sorgen, dass er sich bei uns richtig wohlfühlt.«

»Und ob du Tierärztin werden könntest, hast du dir das auch überlegt?«

»Tierärztin? Ich? Ich weiß nicht.«

Lucy lebte allein mit ihrer Mama. Die Mama arbeitete im Krankenhaus. Hatte sie Tagdienst, wärmte Lucy das vorgekochte Essen auf. Hatte die Mama Nachtdienst, schaute Lucy oft fern bis nach Mitternacht und schlief im Wohnzimmer ein. Sie fürchtete sich allein in ihrem Bett.

»Türen haben auch eine Rückseite«, sagte sie. »Wie kann ich wissen, wer dort steht und einbrechen will? Ich hätte so gern einen Hund, wenigstens eine Katze, aber wir dürfen im Haus keine Tiere halten. Auch nicht heimlich.«

»Wenn sie heimlich gehalten werden, weiß das ja niemand«, sagte ich.

»Die Mama weiß es, und die Mama will, dass man die Regeln einhält.«

Lange habe ich Lucy nicht gesehen. Dann saß sie im Regionalzug am

Fenster. Es waren ihr helles Gesicht, ihre spitzen Knie, ihre wasserblauen Augen, ihre aschblonden Haare, die sie mit gelber Farbe gefärbt hatte.

»Erinnerst du dich an mich?«, fragte ich.

Lucy: »Lange her.«

Sie zog den Mantel um ihren Bauch, und als sie merkte, dass ich sie dabei beobachtete, wurde ihr Gesicht finster, und sie zog den Mantel noch fester um ihren Bauch. Sie war schwanger.

»Freust du dich auf das Baby?«, fragte ich.

Lucy: »Irgendwie schon und irgendwie nicht.«

»Wohnst du noch bei deiner Mama?«

Lucy: »Nicht mehr lange. Sobald ich etwas gefunden habe, ziehe ich aus. Weißt du jemand, der ein Zimmer vermietet?«

»Ich höre mich um«, sagte ich. »Freut sich der Papa auf das Baby?«

Lucy: »Es gibt keinen Papa.«

Sie stand auf und lief zum Ausgang.

Ich war unsicher. Ihre Mutter wollte ich nicht anrufen, und Lucys Handynummer kannte ich nicht. Ich strickte mit weicher Wolle ein Jäckchen.

Als ich Lucy endlich wiedersah, schob sie einen Gebrauchtkinderwagen und wollte mich nicht sehen. Sie tat so, als kannte sie mich nicht. Ich ging ihr nach.

»Ich hab überhaupt keine Zeit«, sagte sie.

»Darf ich dein Kind anschauen?«, fragte ich.

Sie schob das Wagendach zurück. Das Baby war bis zum Hals zugedeckt, trug eine Mütze, tief in die Stirn gezogen. Was vom Gesichtchen übrig blieb, war hell, und die Augen waren geschlossen, der Mund war rund wie ein Kleinbuchstabe.

»Ein Mädchen?«, fragte ich.

»Mhm.«

»Und wie heißt sie?«

»Emma.«

»Das ist ein guter Name, der gefällt mir.«

»Wenn sie groß ist, kann sie Tierärztin werden.«

»Ich kenne ein Indianer-Wiegenlied«, sagte ich. »Willst du es hören?«

Der Käfer ist blind

Der Käfer ist blind

Der Käfer ist blind

So lange singen die Indianerfrauen, bis die Kinder einschlafen.«

21 *Rede an die Deckenlampe*

Er war ja immer ein braves Kind gewesen, das habe ich auch zu den Polizisten gesagt, hat sich immer aus allem ein Gewissen gemacht. Vor seiner Erstkommunion hat er mich gefragt, er wisse nicht, was er beichten solle. »Mir fällt nur Mülltrennung ein«, hat er gesagt, »ich hab oft, wenn du mich zu den Containern geschickt hast, alles in einen einzigen geschmissen.«

Das hab ich den Polizisten dann nicht erzählt.

Es war ihm oft langweilig. Schuld an allem war sein Umgang. Schlechte Freunde. Das hat mein Lebensgefährte auch gesagt. Er habe ihm Geld geklaut, und als ich das nicht glauben wollte, haben wir uns gestritten. Immer öfter war das der Fall. Eine Mutter muss zu ihrem Sohn halten. Auch wenn er die ganze Welt verwüstet. War nicht ernst gemeint – eine Redewendung.

Mein Lebensgefährte ist ausgezogen, und leider muss ich meinem Sohn die Schuld dafür geben.

Ich meine, habe ich zu den Polizisten gesagt, wenn er am Wochenende einen Papierkorb aus den Angeln hebt, ist er noch lange kein Verbrecher. Und einen über den Durst trinken, das macht jeder einmal. Wie sollen sie das Leben kennenlernen, wenn sie sich vor dem Leben verschließen. Ich habe mit meinem Sohn jeden Morgen ein ernstes Wort reden wollen. Er hat mir nicht zugehört.

Wie ich schon sagte. Er war immer ein gutes Kind gewesen, vor der Zeit mit diesem Umgang. Dieser Umgang hat ihn verdorben. »Bring deine Freunde mit«, hab ich ihm gesagt, »ich will sie kennenlernen.« Einmal hat er sie mitgebracht, und es war alles so verkrampt, da bin ich zu meiner Freundin gefahren, noch um zehn Uhr in der Nacht. Als ich am nächsten Tag nach Hause gekommen bin, sind sie alle herumgelegen, Mädchen und Burschen. Auf den guten Teppich ist gekotzt worden. Alkohol ist verschüttet worden. Ich bin ja keine, die herumschreit. Ich bin spa-

zieren gegangen und hab ihnen eine Chance gegeben, alles wieder in Ordnung zu bringen. Nichts wurde in Ordnung gebracht. Die Sauerei war da, die Kinder waren weg. Kinder sind das ja keine mehr. Jugendliche.

Vom Mädchen, das in meinem Bett gelegen ist, habe ich ein Stück von den verfilzten Haaren gefunden. Da wird jetzt alles voller Läuse sein, hab ich gedacht. Dann war mein Sohn zwei Tage verschwunden. Am dritten Tag war ich so froh, dass er nicht tot ist, dass ich wieder nichts gesagt habe. Hab ihm ein Bad einlaufen lassen und ihm dann die nassen Haare geschnitten. Er hat noch einen Nacken wie ein Kind.

»Hättest nicht aufzuräumen brauchen«, hat gesagt, »hätte ich alles allein gemacht.« So ist er.

Die Polizisten hatten keine Zeit, mir zuzuhören. Sie haben sein Zimmer durchsucht und das Marihuana gefunden. Das haben die halt. Das baut einer von seinen Freunden an. Sicher nicht zum Verkaufen. Nur zum Eigenbedarf. Das hat jeder von denen.

Mein Sohn ist das Einzige, was mir noch geblieben ist. Da will ich doch nicht den Kontakt mit ihm abbrechen.

Dann hat er die Freundin gehabt, die mit den verfilzten Haaren. Die waren absichtlich verfilzt. Irgendwie hatte ich sie gern. Sie hat mir die Zwiebeln zum Fleisch geschnitten und dabei einen Schluck Wasser im Mund gehabt. Sie hat gesagt, wenn man das macht, tränen die Augen nicht. Ich hab ihr meine roten Stiefel geschenkt, die sie dann bunt besprüht hat.

Ich schwöre dir, er ist unschuldig, sage ich zu unserer Deckenlampe, weil ich ja jetzt niemanden mehr habe – meine Freundin hat sich distanziert.

Mein Sohn hat zum Spaß die Strumpfhose seiner Freundin über den Kopf gezogen. Er wollte die Frau im Supermarkt doch nur erschrecken. Er hat ja nichts gestohlen, hat keine Waffe gehabt, nicht einmal eine Spielzeugpistole. Wie ich meinen Sohn kenne, wollte er vor seiner Freundin cool sein.

Das versteht wahrscheinlich nur ein Ding wie du, das nicht zurückreden kann, habe ich zur Deckenlampe gesagt.